


Medienspiegel Woche 2_19




Inhalt

<u>Veranstaltungshinweise</u>	1
az, 8.1.2019 <u>Was Kinder wirklich brauchen</u>	2
Tagblatt, 8.1.2019 (Auszug) <u>Wird an Gossauer Schulen bald über Whatsapp kommuniziert?</u>	3
20Minuten 1.1.2019 <u>Schaden Schulen Kindern mit neuen Medien?</u>	4
t-online.de, 01.01.2019, dpa <u>Digitale Medien verbessern Unterricht nicht immer</u>	5
Deutschlandfunk, 29.12.2018 <u>Zukunftstrends 2019 – Die Rückkehr des Analoges</u>	6
Tagblatt, 11.1.2019 (Auszug) <u>St.Gallens Mister Digitalisierung</u>	6
Tagblatt, 8.1.2019 <u>Informatik als Allheilmittel</u>	7
Eine Zuschrift, 12.1.2019 <u>Der letzte Schrei der Schildbürger</u>	9
Schule Schweiz, 6. Januar 2019 <u>Flexibel werden in einer dynamischen Welt</u>	10
NZZ, 29.12.18 <u>Das Bildungssystem bleibt ungerecht</u>	12
NZZ, 11.1.19 <u>Leserbrief zu: Das Bildungssystem bleibt ungerecht</u>	13
Schule Schweiz, 2. Januar 2019 <u>Blüht uns schon die nächste Schulreform?</u>	14
Weltwoche, 09.01.2019 <u>Nivellierung nach unten</u>	17
Spiegel, 10.01.2019 <u>Lehrgeständnis: Ich gebe nur noch gute Noten</u>	19
Basler Liberale Nachrichten, Nummer 1 / 2019 <u>Erfahrungen zum Lehrplan 21 – Eltern berichten</u>	19
BZ, 5. Januar 2019 <u>Der Nachfolger von Remo Largo</u>	20

Veranstungshinweise



**Bildungspolitik
auf dem Holzweg?**



Prof. Dr. phil. Mario Andreotti
Dozent für Neuere deutsche Literatur und Buchautor

Vortrag und Diskussion

Experimente statt Pädagogik?
«Lernzeiten» statt Hausaufgaben?
Computer statt Lehrerinnen und Lehrer?
Frühfremdsprachen anstatt korrektes Deutsch?

Lehrer, Eltern und interessierte Bürger sind herzlich eingeladen!

Freitag, 25. Januar 2019, 19.00 Uhr
im Hof zu Wil, Marktgasse 88, Wil SG

sekretariat@starkevolksschulesg.ch www.starkevolksschulesg.ch

[Einladung](#)



Selbsttätiges Lernen, Lernateliers:
Erleichtert oder verleidet die Schule unseren Kindern das Lernen?

Einladung zur Podiumsveranstaltung mit Diskussion
Mittwoch, 30. Januar 2019, 19.30 Uhr
Stiftung zum Glockenhaus, Sihlstrasse 33, 8021 Zürich

Auf dem Podium:
Allan Guggenbühl, Jugendpsychotherapeut, Zürich
Nicole Fuchs, Mutter und Familiencoach, Niederhasli
Dr. med. Hannes Geiges, Kinderarzt, Rütli

Moderation:
Timotheus Bruderer, Gemeinderat Wetzikon,
Präsident des Vereins «Starke Volksschule Zürich»

Alle drei Podiumsteilnehmer haben langjährige Erfahrung mit dem Zürcher / Schweizer Schulsystem und sind prominente Kritiker der Schulreformen. Aus der Sicht der Mutter, des Jugendpsychologen und des Kinderarztes stellen sie in drei kurzen Referaten vor, was Kinder zum Lernen brauchen und was in der heutigen Schule schief läuft.

[Einladung](#)

Vorankündigung: Tagung "Time for Change?" Teil II

Im Hamsterrad: Schule zwischen Überlastung und Anpassungsdruck

Samstag, 04. Mai 2019, Bergische Universität Wuppertal

<https://bildung-wissen.eu/veranstaltungen-1/time-for-change-teil-ii-im-hamsterrad.html>

Der Band zur ersten Tagung ist weiterhin als Buch oder per Download verfügbar:



Buch: https://kopaed.de/kopaedshop/?pg=1_10&pid=1133

Download: <https://bildung-wissen.eu/fachbeitraege/bildungspolitik/time-for-change-2.html>

az, 8.1.2019

Keine Smartphones und Tablets Was Kinder wirklich brauchen



von Mario Andreotti



«Tablet-Computer haben in Kindergarten und Primarschule nichts zu suchen», schreibt der Autor. (Symbolbild) © Keystone

In seinem Gastkommentar zur Debatte, ob es Tablets und Smartphones im Kindergarten braucht, schreibt Mario Andreotti, Buchautor und Dozent für Neuere deutsche Literatur: «Kinder lernen heute nicht anders als vor 100 oder 200 Jahren.»

Die Geschichte der abendländischen Bildung beweist es: Kinder lernen heute nicht anders als vor 100 oder auch 200 Jahren. Sie haben im Grunde keine anderen Bedürfnisse, wenn man ihnen in Elternhaus und Schule genügend Entfaltungsmöglichkeiten für ihr Lernen und für das Spiel mit anderen bietet. Was hingegen schnell und nachhaltig gelingt, ist die Möglichkeit, Kinder auf Bildschirmmedien und auf passiven Konsum zu lenken.

Dabei sind fast immer kommerzielle Interessen im Spiel. Anders gesagt, heisst das: Nicht der Mensch mit seinen Anlagen und Bedürfnissen hat sich gewandelt, sondern vielmehr der Markt, der mit der Vielfalt seiner Angebote, schon bei Kleinkindern, durch die Werbung Bedürfnisse erst weckt. Und die Eltern? Sie unterstützen das Ganze, wenn sie ihre Kinder, vielfach aus Unwissenheit, Nachgiebigkeit oder Bequemlichkeit, vor Bildschirmen und Displays «parken».

Statt Kindergärten und Primarschulen mit Smartphones und Tablets hochzurüsten, sollten wir Kindern wieder Zeit und Raum für ihre altersgerechte Entwicklung mit altersgemässen Lehrmitteln einräumen. Kindergärten und Primarschulen, vor allem in der Unterstufe, brauchen Spielzeugkästen, Pinsel und Farben, Bleistifte und Papier, Rhythmus- und Klanginstrumente, Spielzimmer und grosse Pausenhöfe, Zeit zum Zuhören und Erzählen, zum Singen, Malen und Spielen – keine Smartphones und Tablets.

Die erste These von Gerald Lembke und Ingo Leipner in ihrem Buch «Die Lüge der digitalen Bildung» lautet denn auch zu Recht: «Eine Kindheit ohne Computer ist der beste Start ins digitale Zeitalter.» Tablet-Computer haben in Kindergarten und Primarschule in der Tat nichts zu suchen, stellten doch Kinderärzte bereits fest, dass die intensive Nutzung digitaler Medien bei Kindern zu Sprachstörungen führt. Sie verhindert oder verlangsamt zumindest die Sprachentwicklung und das Sozialverhalten.

Es ist eine pädagogische Binsenwahrheit: Mit Kindern muss man sprechen, damit sie selber sprechen und so ihren Wortschatz und ihr Sprachgefühl entwickeln. «Sprich mit mir» ist eine grundlegende Forderung von Kindern an ihre Eltern, denn das Ich-Bewusstsein entwickelt sich nur in Kommunikation mit dem Du, wie schon der jüdische Dialogphilosoph Martin Buber gelehrt hat.

Wenn Eltern das persönliche Gespräch mit dem Kind vernachlässigen, weil sich die digitale Kommunikation mit dem Smartphone in den Vordergrund drängt, der ständige Blick auf das Display unbemerkt zur Routine wird, dann fehlt das Allerwichtigste, was das Kind benötigt, um gesund aufzuwachsen, sich geistig und emotional entwickeln zu können: die Kommunikation mit seinen engsten Bezugspersonen – den Eltern.

Neuere entwicklungs- und lernpsychologische Studien belegen es: Kinder sollten eine gewisse intellektuelle Entwicklung durchlaufen haben, zu der Wahrnehmung, Gedächtnisleistung und Sprachbeherrschung gehören, bevor sie sinnvoll an Computern arbeiten und mit Smartphones umgehen können.

Das dürfte realistischerweise nicht vor dem zwölften Lebensjahr der Fall sein. Vorher kann die Konfrontation mit digitalen Medien den Schülerinnen und Schülern mehr schaden als nützen. «Natürlich müssen wir unseren Schülern auch den Umgang mit den neuen Medien beibringen. Aber wir dürfen damit nicht schon in der Grundschule anfangen, nicht in jedem Schulfach und wir brauchen keine Laptop-Klassen», sagt Josef Kraus, der Präsident des deutschen Lehrerverbandes. Er wirft der Politik vor, aus rein ökonomischen Überlegungen nur an die Förderung der Digitalisierung zu denken. Stattdessen wäre es sinnvoller, in Schulbibliotheken zu investieren, um die Lesefähigkeit der Kinder zu fördern. Denn Lesen ermöglicht Lernen.

Zwar gibt es bereits Gegenstimmen, die behaupten, digitale Bildung sei in Zukunft ganz ohne die Kulturtechniken Lesen, Schreiben und Rechnen zu erwerben. Doch der Blick auf Kinder mit zum Teil erheblichen Leseschwächen, die zu Lernschwierigkeiten, Schulversagen und letztlich zu Problemen im späteren Erwerbsleben führen, zeichnet ein anderes Bild. Das müsste uns endlich hellhörig machen.

<https://www.aargauerzeitung.ch/kommentare-aaz/keine-smartphones-und-tablets-was-kinder-wirklich-brauchen-133931708>

Mehr dazu:

Tagblatt, 8.1.2019 (Auszug)

Wird an Gossauer Schulen bald über Whatsapp kommuniziert?

Medienpädagogen prüfen, ob in Gossaus Schulen **Whatsapp zur Kommunikation zwischen Lehrern, Schülern und Eltern** eingesetzt werden soll. ... Ebenso prüft der Gossauer Schulrat, ob **private Informatikgeräte wie Laptops, Netbooks, Tablets oder Smartphones im Schulalltag** eingesetzt werden sollen.

<https://www.tagblatt.ch/ostschweiz/stgallen/wird-an-gossauer-schulen-bald-ueber-whatsapp-kommuniziert-ld.1083623>

20Minuten, 25.04.2018

Darum hat Whatsapp das Mindestalter erhöht

Neu darf der Messenger-Dienst **Whatsapp erst ab 16 Jahren** genutzt werden. ... Der zu Facebook gehörende Messenger-Dienst Whatsapp setzt das Mindestalter für Nutzer in Europa von 13 auf 16 Jahre herauf. ...Grund für die Heraufsetzung des Mindestalters ist die neue **EU-Datenschutz-Grundverordnung (DSGVO)**, die europaweit am 25. Mai in Kraft treten wird. Sie umfasst auch Schutzmassnahmen, um vor allem **die persönlichen Daten von Kindern vor Missbrauch für Werbezwecke zu schützen**. Auch sollen die Nutzer generell mehr **Kontrolle** darüber bekommen, wie Unternehmen mit den eigenen Informationen umgehen.

<https://m.20min.ch/digital/news/story/20014617>

New York 29.3.2018

Facebook verfolgt seine Nutzer auf Schritt und Tritt

Daten bilden die Grundlage für **Facebooks Erfolg** als Werbeplattform. Die Nutzer liefern diese sogar gratis. **Den meisten dürfte dabei nicht bewusst sein, dass Facebook ihnen auf Schritt und Tritt folgt, auch ausserhalb des sozialen Netzwerks.**

<https://www.nzz.ch/wirtschaft/facebook-verfolgt-seine-nutzer-auf-schritt-und-tritt-ld.1370455>

Tagblatt, 04. Dezember 2017

Verkommt Schule zur digitalen Diktatur?

Mario Andreotti

<https://www.tagblatt.ch/schweiz/verkommt-schule-zur-digitalen-diktatur-ld.924615>

20Minuten 1.1.2019

Schaden Schulen Kindern mit neuen Medien?

Von Stefan Ehrbar

Während Tech-Manager ihre Kinder auf technologiefreie Schulen schicken, nimmt der neue Lehrplan diese auf. Das sei gefährlich, warnen Kritiker.

Wenn der Microsoft-Gründer Bill Gates seine Kinder in eine Schweizer Schule geschickt hätte, wären sie krasse Aussenseiter gewesen. Erst im Alter von 14 Jahren erhielten sie ihr erstes eigenes Handy. Gemäss Zahlen der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften besitzen hierzulande schon 97 Prozent der 12-Jährigen ein eigenes Gerät. Doch Bill Gates ist mit seiner Skepsis nicht alleine: Amazon-Gründer Jeff Bezos ist stolz darauf, dass sein Sohn als letzter der Klasse ein Smartphone erhielt. An einer Waldorf-Schule im Silicon Valley, die Computer und Gadgets verbietet, haben drei Viertel der Kinder Eltern, die in einem Tech-Konzern arbeiten, so die «New York Times».

Dass ausgerechnet jene, die mit der Technologie ihr Geld verdienen, in Erziehungsfragen konservativ sind, nehme er «mit einem Schmunzeln» zur Kenntnis, sagt Jürg Schüepp. Er ist Präsident der Assoziation Montessori, in der die Schweizer Montessori-Schulen vereinigt sind. «Wir haben eine klare Haltung: Je jünger das Kind, desto weniger Technologie sollte es nutzen.» Verweigerer seien sie nicht, aber: «Es ist aus der Neuropsychologie bestätigt, dass Kinder durch das Haptische lernen.» Handys und Computer reduzierten die Dimensionen. Dabei sei es für die Hirnbildung wichtig, Dinge greifen zu können, also vom Greifen zum Begreifen.

«Schulen springen auf Hype auf»

«Dass so viele Kinder schon früh ein eigenes Handy haben, wird ungünstige Folgen haben», sagt Schüepp. Er beobachte eine Art Hype. Gerade junge Eltern würden es häufig wichtig finden, dass ihre Kinder schon früh mit neuen Medien in Kontakt kommen. Dass dem Thema viel Beachtung geschenkt werde, zeige sich auch der Lehrplan 21 mit dem neuen Fach Medien und Informatik. «Die Volksschulen springen auf diesen Hype auf», sagt Schüepp. «Davon raten wir ab.»

Beat Zemp, Präsident des Dachverbands der Lehrer, sagt, die Schule sei jahrelang getrieben worden, die neuen Medien im Unterricht zu thematisieren. Diesem Wunsch sei man mit dem Lehrplan 21 entgegengekommen. «Ich teile die Skepsis, dass man nicht zu früh beginnen und die Kinder schon in der Unterstufe mit Tablets ausrüsten sollte», sagt er. Im Lehrplan sei das denn auch in der 5. und 6. Klasse angedacht. «Es ist richtig, dass man vor allem über das Haptische, also das Greifen lernt. Das kann ein Computer nicht ersetzen.»

Kein Programmieren in der 1. Klasse

Er sei klar gegen Forderungen etwa von Exponenten der ETH, wonach bereits in der 1. Klasse das Programmieren gelehrt werden soll. «Aber die neuen Medien gar nicht zu thematisieren, ist keine Option. Die Kinder kommen damit in Kontakt und müssen den richtigen Umgang lernen», sagt Zemp. «Ein Teil von ihnen hat Mühe mit dem richtigen Umgang. Hier kann die Schule helfen.»

Elektronische Medien aus den Schulzimmern bis mindestens zur 6. Klasse verbannt haben die Steiner-Schulen. Diese Haltung sei zwar meist nicht der ausschlaggebende Grund für die Eltern, ihre Kinder zu ihnen zu schicken, sagt Sprecherin Vanessa Pohl. «Viele suchen aber eine Schule, die diese Zurückhaltung teilt.» Die Steiner-Schulen haben ein Medienkonzept erarbeitet, in dem der Umgang mit neuen Medien geregelt wird. Sie betonen, dass sich Kinder vor dem Umgang mit digitalen Medien mit analogen Medien auseinandersetzen sollen.

«Subtile Form der Körperverletzung»

Bis zur Oberstufe lehnen die Steiner-Schulen den Einsatz von Medien im Unterricht generell ab. Auch die Kinderzimmer sollten medienfrei sein. Dazu wird mit den Eltern eine Vereinbarung aufgestellt, die an Elternabenden überprüft wird. Ab der 7. Klasse sehen die Steiner-Schulen eine zurückhaltende Auseinandersetzung mit den neuen Medien etwa im Rahmen von Projekten vor.

Mediale Eindrücke schaden Kindern, weil sie ein Vielfaches ärmer an Eindrücken seien als reale Erfahrungen, wird die Haltung begründet. Deshalb behinderten Facebook, Youtube und Co. die Synapsenbildung, heisst es im Medienkonzept. «Es ist erwiesen, dass die Strukturbildung des Gehirns wesentlich von den Tätigkeiten und Erfahrungen des Kindes abhängt». Frühkindlicher Medienkonsum sei demnach als «subtile Form der Körperverletzung» anzusehen. Hinzu kämen Bewegungsmangel und Aufmerksamkeitsstörungen.

Steiner-Schulen ziehen nach

Auch auf der Unter- und Mittelstufe würden neue Medien Gefahren bergen. Die Bilder, denen Kinder in den neuen Medien begegneten, seien problematisch – und der Konsum fertiger Bilder reduziere Phantasie und Vorstellungskraft und «die Basis für spätere intellektuelle und kreative Leistungen». Der zunehmende Konsum elektronischer Medien sei Hauptursache abnehmender Lese- und Schreibfähigkeiten und somit Ursache für Schulversagen, heisst es im Konzept.

Den gesellschaftlichen Realitäten entkommen allerdings auch die Steiner-Schulen nicht. Das Medienkonzept werde derzeit überarbeitet, sagt Sprecherin Pohl. «Wir werden schauen, wie sich die neuen Medien ab der 7. Klasse sinnvoll einbeziehen lassen», sagt sie – «wie das viele Schulen bereits machen.»

<https://m.20min.ch/schweiz/news/story/schaden-schulen-kindern-mit-neuen-medien--18717089>

t-online.de, 01.01.2019, dpa

Digitale Medien verbessern Unterricht nicht immer

Die Qualität von Schulunterricht wird nach einer aktuellen Untersuchung durch digitale Technik nicht unbedingt besser. Darauf schließen der Augsburger Schulpädagogikprofessor Klaus Zierer und der neuseeländische Bildungsforscher John Hattie nach der Auswertung der Daten von rund 80 000 Einzelstudien. "Ein schlechter Unterricht wird mit digitalen Medien nicht besser", sagte Zierer der Deutschen Presse-Agentur. Guter Unterricht könne hingegen vom Einsatz moderner Technik profitieren.

Weiterlesen

https://www.t-online.de/nachrichten/id_85017886/analyse-digitale-medien-verbessern-unterricht-nicht-immer.html

Deutschlandfunk, 29.12.2018

Zukunftstrends 2019

Die Rückkehr des Analoges

Annette Riedel im Gespräch mit dem Zukunftsforscher Matthias Horx

[Beitrag hören](#)



Der „anti-digitale Gegentrend ist im vollen Gange“, glaubt Matthias Horx. (picture alliance / Gregor Fischer / dpa)

Die Internetkultur wird 2019 tiefer in eine existentielle Krise geraten. Der quasi-religiöse Hype um die Durch-Digitalisierung unseres Lebens weicht zunehmender Skepsis. Widerstand gegen die Macht der Algorithmen – ein Trend im kommenden Jahr?

Eine sich verschärfende Debatte über die Folgeschäden der Sozialen Medien für Geist, Kultur und Politik sieht der Zukunftsforscher Matthias Horx aus den USA nach Europa schwappen. „Der anti-digitale Gegentrend ist im vollen Gange“. Die Ersten aus der Gründer-Generation der großen Internetfirmen seien zu „Dissidenten“ geworden und warnten inzwischen vor ihren eigenen Produkten, weil wir durch sie „in die Demokratiezerstörung gezogen werden“.

Wann wird aus einem Phänomen ein Trend? Wie arbeiten Trendforscher? Zieht das post-digitale Zeitalter herauf? Und was hat es mit einem Trend zur „radikalen Ehrlichkeit“ auf sich?

„Die Digitalisierung macht uns verrückt. Sie macht uns süchtig“, glaubt Matthias Horx.

Matthias Horx gründete eine der inzwischen wohl einflussreichsten futuristischen Denkfabriken im deutschsprachigen Raum: das Zukunftsinstitut, mit Hauptsitz in Frankfurt und Wien. Nach einer Karriere als Journalist und Publizist widmete er sich seinem Projekt, die „Futurologie“ der 60-er und 70-er Jahre zu einer interdisziplinären Verbindung von System-, Sozial-, Kognitions- und Evolutionswissenschaften weiterzuentwickeln.

Das Interview im Wortlaut

https://www.deutschlandfunkkultur.de/zukunftstrends-2019-die-rueckkehr-des-analoges.990.de.html?dram:article_id=436414

Tagblatt, 11.1.2019 (Auszug)

St.Gallens Mister Digitalisierung

Vom Kindergarten bis zur Hochschule: Roger Trösch soll als Programmleiter die IT-Bildungsoffensive im Kanton St.Gallen koordinieren. Mit Schulen kennt er sich aus. Mit Onlinehandel auch.

Katharina Brenner

Mit einem Pensum von 50 Prozent ist er Schulpräsident von St.Margrethen. Und erhält dafür 83430 Franken pro Jahr. ... Zu 50 Prozent arbeitet der 45-Jährige in einer Firma im Bereich E-Commerce, dem Onlinehandel. ... Im April soll Trösch mit einem 50-Prozent-Pensum Programmleiter der IT-Bildungsoffensive werden.

<https://www.tagblatt.ch/ostschweiz/polaroid-stgallens-mister-digitalisierung-ld.1084292>

Tagblatt, 8.1.2019

Informatik als Allheilmittel Grosse Hoffnungen im Kanton St.Gallen

Der St. Galler Bildungsdirektor Stefan Kölliker hat die letzten Wochen vor der Abstimmung über die IT-Bildungsoffensive eingeläutet. Der Berufsbildung kommt ein besonderer Stellenwert zu. Dabei hat sie in der Vorlage zunächst gefehlt.

Katharina Brenner



Von Kindergarten bis Uni-Abschluss: Die IT-Bildungsoffensive soll alle Stufen umfassen. (Bild: Bild: Gaëtan Bally/KEY)

Man bekomme den Eindruck, die IT-Bildungsoffensive sei «ein Allheilmittel» im Kanton St. Gallen, sagte Bildungsdirektor Stefan Kölliker gestern vor den Medien. Der Kanton erhofft sich davon nichts Geringeres als mehr Ressourcen, mehr Produktivität und mehr Wohlstand. Am 10. Februar entscheidet das St. Galler Stimmvolk, ob es den Kredit über 75 Millionen Franken spricht. Das Geld würde über einen Zeitraum von acht Jahren investiert werden. Die Finanzierung einzelner Projekte werde nur bewilligt, wenn diese überzeugten, so Kölliker. Mehrfach betonte er: Der Betrag von 75 Millionen Franken werde nicht überschritten.

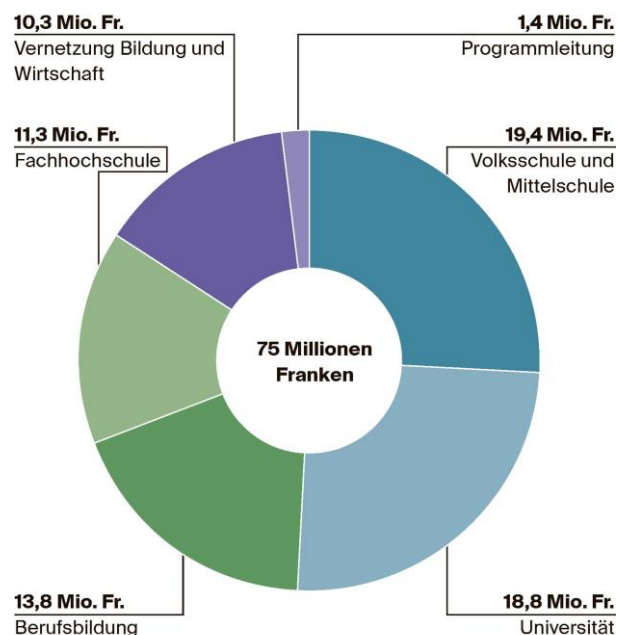
Das Geld soll in fünf Bereiche und die Programmleitung fließen. Auf diesen Posten entfallen 1,4 Millionen Franken (siehe Grafik).

Kölliker gab gestern den Namen des Programmleiters bekannt: Roger Trösch soll ab April 2019 «die Handlungsfelder koordinieren» – in einem 50-Prozent-Pensum. Er bleibt weiterhin zu 50 Prozent als Schulratspräsident von St. Margrethen tätig. Man habe sich bewusst für jemanden entschieden, «der nahe an der Volksschule ist», so Kölliker. Als Programmleiter koordiniert Trösch diese fünf Bereiche:

Volksschule und Mittelschule

An der Pädagogischen Hochschule soll ein «Kompetenzzentrum Digitalisierung und Bildung» entstehen. Es hat zum Ziel, Unterrichtsmodelle, digitale Lernmedien und Weiterbildungen für Lehrer zu entwickeln.

Kosten der IT-Bildungsoffensive



Quelle: Kanton St. Gallen/Grafik: sbu/mar

Universität

An der Universität St. Gallen ist die «School of Information and Computing Science» geplant mit einem Bachelor- und Masterstudiengang für Informatik und Management.

Fachhochschule

An der Fachhochschule soll das «Kompetenzzentrum Angewandte Digitalisierung» mit standortübergreifendem Angebot entstehen. Der Schwerpunkt für Informatik, der in Rapperswil-Jona liegt, soll auf St. Gallen ausgeweitet werden.

Vernetzung von Bildung und Wirtschaft

Eine Onlineplattform soll Interessierte und Unternehmen für Praktika vernetzen. Zudem soll das Interesse an Informatik, Naturwissenschaften und Technik gefördert werden.

Berufsbildung

Die Plattform «Fit4Future» will die Zusammenarbeit zwischen Berufsschulen, Betrieben und Branchenverbänden in der Ausbildung stärken.

Die IT-Bildungsoffensive war im Parlament grundsätzlich völlig unbestritten. Für Ärger sorgte die Berufsbildung – vielmehr ihre Abwesenheit. Die Berufsbildung fehle gänzlich, kritisierten die Industrie- und Handelskammer St. Gallen-Appenzell und der St. Galler Gewerbeverband, als die Regierung ihren Entwurf für die IT-Bildungsoffensive 2017 in die Vernehmlassung gab (siehe Zweittext am Schluss). Auch SVP, FDP und SP übten Kritik. «Drei Viertel der Leute machen eine Berufsbildung. Es wäre verantwortungslos gewesen, sie aussen vor zu lassen», sagt Sandro Wasserfallen, Präsident der SVP-Bildungskommission. Er zeigt sich zufrieden mit den überarbeiteten Schwerpunkten: «Gerade «Fit4Future» scheint mir sehr sinnvoll mit der Verbindung von Branchenverbänden und Berufsbildung.»

«Direkt und positiv spürbar»

Das duale Bildungssystem und die Berufsbildung seien Teil «eines Erfolgsmodells, das massgeblich zur Wettbewerbsfähigkeit unserer Unternehmen und unseres Wirtschaftsstandortes beiträgt», sagt FDP-Kantonsrätin Isabel Schorer. Sie war Mitglied der vorberatenden Kommission über den Sonderkredit. Der zusätzliche Schwerpunkt im Bereich Berufsbildung sei «richtig und wichtig». Die IT-Bildungsoffensive müsse in Schulen, Lehrbetrieben und Wirtschaft «direkt und positiv spürbar werden». Es reiche nicht, «wenn lediglich Kompetenzzentren, Institute oder Plattformen aufgebaut werden». Michael Hugentobler, Leiter der CVP-Fachkommission Bildung und Erziehung, mahnt den Kantonsrat zu einem «kritischen Auge» bei der Finanzierung von Projekten und Massnahmen. Kritisch betrachtet er die Infrastruktur – sie ist nicht Teil des Sonderkredits. Es dürfe nicht sein, dass die IT der Volksschulstufe auf die Finanzstärke und Grösse der Gemeinde ankomme, so Hugentobler. Die IT-Bildungsoffensive sei «grundsätzlich vollumfänglich zu unterstützen und zu fördern».

Wie Hugentobler hatte auch der Kantonale Lehrerinnen- und Lehrerverband (KLV) im Vorfeld vor einer «Zwei- oder Mehrklassengesellschaft» bezüglich der Informatikmittel gewarnt. Der KLV teilte gestern in einem Communiqué mit, dass er sich dafür einsetzen werde, dass «die nötigen Rahmenbedingungen für eine erfolgreiche Umsetzung durch den Kanton gewährleistet werden». Dazu gehörten «eine bedarfsgerechte Aus- beziehungsweise Weiterbildung der Lehrpersonen und die dafür nötigen zeitlichen und finanziellen Ressourcen». Deshalb gebe der KLV die Ja-Parole aus. Zahlreiche andere dürften in den nächsten Wochen folgen.

<https://www.tagblatt.ch/ostschweiz/informatik-als-allheilmittel-ld.1083333>

Eine Zuschrift, 12.1.2019

Der letzte Schrei der Schildbürger

Es gab einmal eine Zeit, da ging es den Leuten von Schilda so gut, wie noch nie. Alle hatten schöne Wohnungen, gutes Essen und konnten sich alle Annehmlichkeiten der Welt leisten.

Dann aber wurden sie schleichend infiziert von einem Virus. Bald meinten alle, dass dieser ihr Leben radikal veränderte. Er würde ihnen alle Arbeit abnehmen und das Leben wie im Schlaraffenland versüssen.

Als fast alle Schildbürgerinnen und Schildbürger von diesem Virus befallen waren, rief der Oberbürgermeister seine Leute zusammen und sagte:

*Die Digitalisierung ist ein mächtiges Schicksal und bringt uns einen Berg von Herausforderungen und Veränderungen. Die Welt von morgen wird uns alle verändert haben.**

Er versprach seinen Zuhörerinnen und Zuhörern, dass von nun an das Leben noch sehr viel besser und gerechter würde, weil nun alle Menschen nur noch durchsichtig und gut seien.

Weil die digitale Welt alle und alles vernetzt, erhöht sie die Transparenz und damit die soziale Kontrolle ... Im Privaten ist die Freiheit des Einzelnen hochzuhalten, aber im Zusammenspiel der Menschen sind durchlässige und tolerante Settings angesagt, ist der Eigensinn durch Uneigennützigkeit abzulösen.

Weil der Oberbürgermeister speziell auch die Aufsicht über die Erziehung innehatte, richtete er noch ein ernstes Wort an die Erzieher.

Die Schule ... muss die Menschen für das lebenslange Umsteigen von alten zu neuen Gewohnheiten und für den ständigen Ausstieg aus den Komfortzonen und den permanenten Einstieg in neue Perspektiven und Handlungsfelder trainieren.

Er schlug eine Bildungsoffensive für die zukünftigen Generationen vor, den Bau eines riesigen Hamsterrades. In diesem könnten dann alle jungen Menschen aus Schilda vorwärts schreiten und vernetzt und glücklich lernen – angeschlossen an das grosse WWW.

Umsonst sei das Glück natürlich nicht zu haben: Jeder müsse dafür den Gürtel etwas enger

schnallen. Was seien schon 75 Millionen verglichen mit der rosigen Zukunft.

Die Leute von Schilda nahmen ihr *mächtiges Schicksal* an und stemmten all *die Herausforderungen und Veränderungen*. Die folgenden Jahre schufteten sie mit Leib und Seele für ihr riesiges Hamsterrad und als das Werk endlich vollendet war, schickten sie ihre Kinder und Jugendlichen an ihre Stöpsel zur Welt im grossen Rad. Und die Jungen begannen zu treten und zu treten und zu treten...

Mit der Zeit wunderten sich einige Eltern, dass ihr hoffnungsvoller Nachwuchs in ihren *durchlässigen und toleranten Settings* immer noch mehr arbeiten und sich verändern mussten und dabei nicht fröhlicher und glücklicher wurden.

Vielleicht glaubten die Schildbürgerinnen und Schildbürger auch heute noch an ihr Hamsterrad, wenn sich da nicht eines Tages ein Überläufer aus den Schaltzentralen der Macht bei ihnen angekündigt hätte.** Dieser erzählte ihnen: Ich war Teil dieses globalen Planes: Dabei wurden ein paar Leute superreich und mächtig, sodass der grosse Rest nun nichts mehr zu husten hat. Die Mächtigen wissen alles über euch und sie können die Welt steuern, wie sie wollen. Dieser Virus hat die ganze Welt erfasst, nicht nur euch – alle.

Diese Nachricht schlug wie eine Bombe in Schilda ein. Die Leute zogen die Stecker ihrer Verbindung zum WWW heraus und begannen wieder miteinander zu reden.

Natürlich sassen in der Zwischenzeit der alte Oberbürgermeister und seine Berater, die diesen Blödsinn angezettelt hatten, schon lange auf ihrem Altenteil. Sie lebten von prächtigen Pensionen aus den Schaltzentralen in Übersee.

Es war ein bitteres Erwachen, besonders auch weil die guten Leute von Schilda in der Zwischenzeit ihren Nachwuchs gänzlich aus den Augen verloren hatten. Sie hatten die Pflege ihrer Kinder und Jugendlichen nämlich an Big Brother abgegeben: *für das lebenslange Umsteigen von alten zu neuen Gewohnheiten und für den ständigen Ausstieg aus den Komfortzonen und den permanenten Einstieg in neue Perspektiven und Handlungsfelder.*

* zitiert aus: [Gmeindsblatt Kirchberg Nr. 23 2018](#)

** [Globale Überwachung](#)

Flexibel werden in einer dynamischen Welt

Schule muss sich wandeln! [So lauten die Postulate und Visionen der NZZaS-Experten](#). Doch wie wird man flexibel in einer Welt im Wandel? Indem man sich ganz unflexibel elementares Können aneignet. Davon sagen sie kein Wort.

Carl Bossard

Gedanken zum Beitrag „Was sollen unsere Kinder lernen?“, in: NZZaS, 30.12.18, S. 16ff.

Die Welt revolutioniert sich fleissig, das Modernisierungstempo wächst. Das spüren alle. Und da ist es wohl nur zwingend, dass Wirtschaft und Politik auch von der Schule den radikalen Wandel verlangen. Niemand soll unter die Räder der Tempo-Gesellschaft und ihrer Zivilisationsdynamik geraten. Alles soll sich ändern. Die radikale Reformkaskade der vergangenen Jahre ist die Antwort. Und sie zieht und zielt weiter.

Der flexible Mensch als Sozialfigur der Gegenwart

„Schule im Wandel.“ Unter diesem Slogan segeln viele Vorträge und Diskussionsforen – gesteuert vom ökonomischen Imperativ: Bildung muss zeitgemäss sein, die Schule darum „wandelbar“ bleiben und sich „wandlungsfähig“ zeigen, wird gefordert. Und man formuliert flugs einige Visionen. Auch in der NZZaS vom 30. Dezember 2019. Doch solche Postulate bergen etwas höchst Problematisches in sich. Denn eines fehlt meist: ein plausibles Ziel. Es gibt nur eine Fülle von Dringlichkeiten; dazu zählen u.a. die Digitalisierung, das Kreativ-Sein und das vernetzte Denken. Schulisch macht Wandel aber nur Sinn, wenn eine Vista vom Wohin mitspielt. Innovationsrhetorik allein reicht nicht; eine Fortschrittsidee, eine Bildungsidee müsste den Wandel leiten. Sonst zerrt man nach allen Seiten – wie beim Karren in Iwan Krylows famoser Fabel mit der ironischen Überschrift „Eintracht“. Das Ergebnis: Der Karren kommt nicht voran; er bleibt stecken. Das ganze Geschehen gleicht letztlich einem amorphen Vektorhaufen.

Eines wird immer gefordert – wie ein Mantra: junge Menschen fit machen für flexible Zeiten, für die digitalisierte Zukunft, für eine Ära, in der man sich beruflich ständig verändert und neuen Aufgaben stellt. Zu den Galionsgestalten der Gegenwart gehört darum der flexible Mensch. Dieses Zauberwort, die Flexibilität, hat der amerikanische Soziologe Richard Sennet in einem luziden Buch beschrieben.¹

Schule lebt von dem, was immer gilt

Doch wie wird man flexibel in einer Welt des permanenten Wandels? Vielleicht hilft ein Blick in Zeiten, in denen der junge Mensch noch nicht flexibel sein musste und sich ganz unflexibel einer Sache hingeben konnte – und so „zukunftstauglich“ wurde.

Was wir als Schüler „durchnahmen“, nahmen wir gründlich durch, mündlich und schriftlich, mit vielen Sinnen, präzise und diszipliniert. Ein Ding richtig können war für unseren 5./6.-Klasslehrer wichtiger als Halbheiten im Hundertfachen. Was Goethe sinngemäss sagte, lebte er und verlangte es. Nicht vielerlei treiben, sondern eine Sache intensiv und genau! – *Non multa, sed multum!*, hiess es bei Plinius. In zwei Jahren schrieben wir über 20 Aufsätze. Jede Arbeit hat er sauber korrigiert und mit jedem Einzelnen seiner 50 Schüler persönlich besprochen – immer mit Blick auf korrektes und kohärentes Schreiben. Das bedeutete für ihn die Korrektur von mehr als tausend Texten.

Intelligenzen für die Zukunft – Aufbau von Strukturwissen

Es war eine strenge Schule, fordernd und anspruchsvoll, bemüht um elementares Basiswissen und intensives Training alter Qualitäten: lesen, rechnen, denken, fantasieren – eine Bildung, die

¹ Richard Sennett (1998), *Der flexible Mensch. Die Kultur des Kapitalismus*. Hamburg: Berlin Verlag. (Die Originalausgabe trägt den Titel: *The Corrosion of Character*.)

sich ganz unflexibel einer Sache und ursprünglicher Erfahrung hingab. Unser Primarlehrer verkörperte und verlangte vielleicht etwas von dem, was der Kognitionsforscher Howard Gardner als Intelligenzen für das 21. Jahrhundert formuliert: diszipliniertes und kreatives Arbeiten und Denken.

Sein Unterricht hat uns flexibel gemacht für eine kommende Welt im Wandel: Flexibilität als Ergebnis der Unflexibilität. Warum? Er vermittelte uns wichtiges Faktenwissen und überprüfte es. Immer und immer wieder. Wir mussten die Fakten kennen. Dieses reproduzierbare Detailwissen hat unserer Lehrer aber systematisch in Strukturwissen überführt. Sein Credo: Wissen muss geordnet und verstanden werden – und erst noch gut begründet werden können. So führte er uns zum Denken und Problemlösen – und zu einem eigenen Urteil. Gleichzeitig wies uns auf Widersprüche und Zielkonflikte hin. Didaktisch gesprochen verband er Faktenwissen und kreatives Arbeiten; er verknüpfte Oberflächenverständnis und Tiefenverständnis. Das eine ist ohne das andere nicht denkbar: Tiefenverständnis basiert auf Oberflächenverständnis.

Informationen im Netz – Ordnungsstrukturen im Kopf

Heute ist Faktenwissen jederzeit und überall verfügbar. Im Unterricht wird darum es marginalisiert. Die Suchmaschine weiss alles. Sie liefert Daten, Abertausende, Hunderttausende. Doch der Triumph der Informationen sollte nicht in den Verlust des Wissens führen. Das Internet nützt mir wenig, wenn ich nicht ein Minimum an Fakten im Kopf habe – und wenn ich nicht über das Strukturwissen verfüge, um das, was die Suchmaschine liefert, nach Belang, Rang und Relevanz zu ordnen und zu verknüpfen.

Es gibt eine grundlegende Differenz zwischen dem Abrufen von Informationen und dem Verstehen einer Sache; diese Einsicht droht verloren zu gehen. Im Zeitalter des Internets werden Aneignen und Begreifen durch Finden ersetzt, geleitet von der Vorstellung: Alles, was es an Wissen gibt, ist schon da. Man muss es nur suchen. Wenn ich es gefunden habe, kommt es automatisch auf die innere Festplatte. Dann habe ich es und weiss es. Zu lernen brauche ich's kaum mehr; die Kunst liegt einzig darin, etwas zu finden.

„Ich verdaue es“ und verstehe darum

Doch Wissen kann ich nicht konsumieren, so wie ich mir ein Glas Wasser einflösse. Das versucht nur der Nürnberger Trichter. Schon Sokrates karikierte diesen Versuch: Es sei, wie wenn man einem Blinden das Gesicht einsetzen wolle. Das Aneignen von Wissen muss durch mich hindurchgehen; ich muss es erarbeiten, in mich einarbeiten, verarbeiten und reflektierend in Zusammenhang setzen. So entsteht Tiefenverständnis. Erst dann kann ich verstehen. Friedrich Nietzsche nannte diesen (Aneignungs-)Vorgang sinngemäss: „Ich verdaue es.“² Und in diesem „Verdauen“ realisiert sich der Bildungsprozess. Bildung als angemessenes Verstehen – und Basis für Flexibilität.

Der Igel weiss von einer grossen Sache

Kürzlich stiess ich auf den uralten Spruch des griechischen Dichters Archilochos: „Der Fuchs kennt viele Dinge, der Igel aber weiss von einer grossen Sache.“ Das erinnerte mich an meinen Primarlehrer. Er lehrte uns, sich ganz einer Sache hinzugeben. Unflexibel. Nur so könnten wir uns zu einer Person entwickeln und uns ein eigenes und verlässliches Urteil bilden. Und nur so käme etwas Gutes und Grosses zustande, mahnte er. Vermutlich würde er heute beifügen: Die „grosse Sache“ entspringt nicht zwingend dem Internet. Sie entstünde vielmehr aus der unflexiblen Hingabe an eine Aufgabe – an musisch-kreative Dinge zum Beispiel, ergänzte er wohl noch. Nur so würde man flexibel. Beginnen aber müsse man ganz unflexibel.

<https://schuleschweiz.blogspot.com/2019/01/flexibel-werden-in-einer-dynamischen.html>

² Friedrich Nietzsche, *Kritische Studienausgabe in 15 Bänden* (KSA), hg. von Giorgio Colli, Mazzini Montinari, Berlin/New York 1988. Bd. 11. S. 539, 608f.

NZZ, 29.12.18

Das Bildungssystem bleibt ungerecht

Der Schweizer Wissenschaftsrat sieht Mängel bei der Chancengleichheit

Jörg Krummenacher

«Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.» Das alte Sprichwort gilt längst nicht mehr; die heutige Berufswelt verlangt lebenslanges Lernen. Die Schweiz steht bei der Weiterbildung denn auch weltweit an der Spitze. Nachholbedarf hat sie indes darin, allen gleiche Startchancen im Bildungssystem zu bieten. Eine neue Publikation des Schweizerischen Wissenschaftsrats (SWR) zeigt mit aller Deutlichkeit auf, dass hier noch immer «ein unhaltbarer Zustand» herrscht – zum Schaden von Jugendlichen, die aus sozial benachteiligten Schichten stammen oder einen Migrationshintergrund haben, zum Schaden aber auch für die Volkswirtschaft. Weiterhin gilt in der Schweiz: Kommt Hänschen aus dem falschen Milieu, kann er lernen, was er will – und kommt doch kaum weiter.

Forderungen an die Politik

Der 15-köpfige Wissenschaftsrat berät den Bundesrat und sieht es unter anderem als seine Aufgabe an, etablierte Strukturen zu hinterfragen. Präsiert wird er derzeit vom ETH-Professor Gerd Folkers. Zum zweiten Mal innert kurzer Zeit widmet er sich der «sozialen Selektivität» des Schweizer Bildungssystems: dessen nach wie vor mangelhafter Chancengerechtigkeit. Als Grund für die erneute Publikation nennt der SWR den dringenden Handlungsbedarf in diesem Bereich. Offensichtlich hat sich die auch im internationalen Vergleich ungünstige Situation im Lauf der letzten Jahre nicht verbessert.

Die Schweiz könne es sich aber schlicht nicht leisten, dem Thema interesselos gegenüberzustehen, schreibt der SWR. Denn als Standort für Forschung und Innovation hat das Land einen hohen Bedarf an qualifizierten Mitarbeitenden und Führungskräften. Statt diese im Ausland rekrutieren zu müssen, solle das Potenzial im Inland besser ausgeschöpft werden. Der Wissenschaftsrat zeigt sich besorgt, «dass trotz klarer Datenlage die Problematik der sozialen Selektivität auf der politischen Ebene nach wie vor nicht in angemessenem Umfang wahrgenommen wird».

Eine Diskriminierung aufgrund von Herkunft, Geschlecht und sozialer Stellung verstosse zudem gegen die Grundsätze der Bundesverfassung. Auch deshalb ist der Rat der Auffassung, «dass die Entscheidung über die Wahl des Bildungsweges bei den Individuen gemäss ihrer Leistungsfähigkeit liegen muss und nicht durch Strukturen des Bildungssystems vorbestimmt werden darf». Wie dies verbessert werden soll, erläutert der SWR in einer Reihe von Empfehlungen. Dabei zielt er nicht auf eine verstärkte Akademisierung der Bildungslandschaft, sondern auf eine gerechte Chancenverteilung bei den Übertritten von Schulstufe zu Schulstufe. Die Vorschläge richten sich je nach Verantwortlichkeit an den Bund und an die Kantone, die im Übrigen, wie er anfügt, durchaus intensiver zusammenarbeiten könnten.

An die Adresse des Staatssekretariats für Bildung, Forschung und Innovation (BFI) gehen etwa die Empfehlungen, die frühkindliche Förderung strategisch zu unterstützen und explizit in die BFI-Botschaft 2021–2024 aufzunehmen sowie privaten Initiativen zur Förderung der Chancengerechtigkeit finanziell und organisatorisch zur Seite zu stehen. Von den Kantonen wünscht sich der Wissenschaftsrat eine gezielte Sprachförderung sozial benachteiligter Kinder, eine Sensibilisierung der Lehrkräfte für das Thema der sozialen Selektivität und eine Überprüfung der Schulübergänge. Eine Selektion zwischen verschiedenen Leistungsstufen dürfe nicht zu früh, sondern erst zu Beginn der Sekundarschule erfolgen. Denn eine frühere Selektion habe sich für die Chancengleichheit als kontraproduktiv erwiesen.

«Humankapital» vergeudet

Als Grundlage für seine Einschätzungen und Vorschläge dient dem Wissenschaftsrat eine Studie, die er bei Rolf Becker, dem Direktor der Abteilung Bildungssoziologie der Uni Bern, sowie bei Jürg Schoch, dem Leiter des Instituts Unterstrass an der Pädagogischen Hochschule Zürich, in Auftrag gegeben hat. Die Autoren kommen mit Blick auf weitere Forschungsarbeiten zum Schluss, dass das Schweizer Bildungssystem ungerecht und in der Folge ineffizient sei. Kinder von Akademikern besuchten doppelt so oft ein Gymnasium wie Kinder von Eltern mit mittlerem und niedrigem Bildungsniveau. Bei einem Universitätsstudium seien die Chancen Ersterer gar fünfmal höher. Zudem lasse sich belegen, dass soziale Unterschiede bereits in der frühen Kindheit Auswirkungen auf die Bildungschancen hätten und die Unterschiede danach von Bildungsstufe zu Bildungsstufe grösser würden. Schon bis zum Ende der Primarschulzeit gebe es eine «sich öffnende Leistungskluft».

Die Autoren stellen fest: «Wenn das Schweizer Bildungssystem nicht in der Lage ist, das nötige akademische Humankapital selbst zu erzeugen, ergibt sich die Frage, warum es entsprechende Talente nicht in ausreichender Zahl zu einer tertiären Berufsausbildung und akademischen Ausbildung bringt und inwiefern entsprechende Talente bei den Einheimischen und Zugewanderten vergeudet werden, während zur Kompensation gleichzeitig hochqualifiziertes Humankapital aus dem Ausland importiert werden muss.» Der Verzicht von ökonomisch armen Talentierten auf ein Studium komme die Gesamtgesellschaft teurer zu stehen als eine Übernahme von deren Studienkosten durch die Allgemeinheit.

«Mutige Modernisierung»

Rolf Becker und Jürg Schoch sprechen insgesamt von einer kurzsichtigen Schweizer Bildungspolitik, «die sich vornehmlich auf den Berufsbildungsbereich und die Einsparung von Kosten bei der Akademikerausbildung konzentriert». Nötig sei stattdessen eine «mutige Modernisierung» des Bildungssystems. Wie diese erfolgen soll? Es liest sich wie ein Vorsatz zum Jahreswechsel: «mit Mut und Augenmass zugleich».

<https://epaper.nzz.ch/#article/6/Neue%20Z%C3%BCrcher%20Zeitung/2018-12-29/17/238317498>

NZZ, 11.1.19

Leserbrief zu: Das Bildungssystem bleibt ungerecht

Erfreulich ist, dass der Schweizerische Wissenschaftsrat eine Tatsache wissenschaftlich bestätigt (NZZ 29. 12. 18), die für jede aufmerksame Mutter von Schulkindern offensichtlich ist: «die soziale Selektivität» des Schweizer Bildungssystems. Hinsichtlich der Ursachenanalyse wirkt es jedoch befremdend, dass wichtige Themen nicht angeschnitten werden: der sehr hohe Leistungsanspruch, gepaart mit einer regelrechten Bewertungsmanie, die daraus resultierende Defizitorientierung und die «Verweiblichung» des Schulwesens mit negativen Folgen für viele Knaben.

Der hohe Anspruch in allen Fächern der Primarschule erstaunt. Dieser zeigt sich nicht nur im Stoffumfang und in der bisweilen fragwürdigen Stufengerechtigkeit der vermittelten Lerninhalte, sondern auch in einem unfassbar granularen Bewertungssystem. Zur Beurteilung der Lernkontrollen in jedem Schulfach mit Zehntelsnoten kommt ein vierseitiger Beurteilungsbogen für die sogenannten «Kompetenzen». Jede Regung eines Kindes in der Schule – so entsteht der Eindruck – wird bewertet, beurteilt und manchmal gar verurteilt, wobei die Aufmerksamkeit unweigerlich auf den Defiziten liegt. Diese ausgeprägte Defizitorientierung scheint mir die Freude am Lernen zu hemmen und die Lust, Neues zu entdecken, im Keim zu ersticken; so dass die Motivation für das Lernen letztlich auf der Strecke bleibt.

Unabhängig von ihrer Herkunft leiden aber auch viele Knaben, weil das System als Idealtypus des Schülers eher eine Schülerin – also ein angepasstes, fleissiges, pflichtbewusstes und zuverlässiges Mädchen – im Fokus hat. Dieser wird durch den nahezu ausschliesslich weiblichen Lehrkörper auf der Primarstufe noch verstärkt. Die wilderen Jungen mit wenig Sitzleder und Flaufen im Kopf tragen derweil zur Auslastung der mannigfaltigen spezialpädagogischen Einrichtungen bei.

Und was die gesamtwirtschaftlichen Auswirkungen dieses Schulsystems anbelangt, so ist neben dem erwähnten Mangel an akademischem Humankapital noch ein weiterer Aspekt zu erwähnen: die entgangene Lohnarbeit, meist bei den Müttern, weil diese ihre Sprösslinge in der Schule tatkräftig unterstützen (müssen?).

Sandra Hedinger, Baar

<https://epaper.nzz.ch/#article/6/Neue%20Z%C3%BCrcher%20Zeitung/2019-01-11/9/238704703>

Schule Schweiz, 2. Januar 2019

Blüht uns schon die nächste Schulreform?

Weise Ratgeber in Sachen Bildungspolitik haben sich kurz vor Jahresende nochmals zu Wort gemeldet, [wie die NZZ berichtet](#) (NZZ, 29.12.2018). Eine neue Bildungsrevolution steht an, noch bevor Harnos mit dem Lehrplan 21 überall richtig gegriffen hat. Zumindest schlagen dies Rolf Becker und Jürg Schoch in ihrem Expertenbericht *Soziale Selektivität* vor, den sie im Auftrag des Schweizer Wissenschaftsrates vorlegen. Ihrer Meinung nach ist das Hauptproblem unseres Bildungssystems mit den bisherigen Reformen nicht gelöst: Noch immer lasse die Chancengleichheit zu wünschen übrig, monieren sie, und belegen dies mit Statistiken (Becker/Schoch, 2018).

Felix Schmutz

[Soziale Selektivität, Schweizer Wissenschaftsrat, 2018, von Rolf Becker und Jürg Schoch](#)

Allerdings ist das Problem nicht neu. Berger/Schoch zitieren den Soziologen Baron Ralf von Dahrendorf, der schon 1965 den exakt gleichen Befund konstatierte und verlangte, Bildung als Bürgerrecht müsse allen Kindern chancengleich zur Verfügung stehen, das brach liegende Potenzial müsse bei den benachteiligten Schichten besser ausgeschöpft werden. Die Idee stammte eigentlich aus der Küche der OECD, die damit den Weg zur Umkrempelung des Bildungswesens der Industrienationen vorgab und über die Jahrzehnte konsequent weiterverfolgte.

Die vorgeschlagenen Massnahmen der Schweizer Wissenschaftler zur Behebung der sozialen Selektivität sind denn auch dieselben wie vor 50 Jahren: Kompensation des Bildungsrückstandes (z.B. durch sprachliche Fördermassnahmen im frühesten Alter oder durch Ausdehnung der Schulzeit), Aufschub des Schulbahnentscheides bis ans Ende der obligatorischen Schulzeit durch ein altersdurchmischtes Gesamtschulmodell, Erhöhung der Gymnasialquote. Verwundert fragt man sich: Haben wir das nicht schon alles ausprobiert?

Als leuchtendes Vorbild wird mehrmals Schweden erwähnt, wo die soziale Bildungsgerechtigkeit besser gelinge. Dumm nur, dass dies die schwedische Jugend nicht glücklicher macht als die Schweizer Jugend. In Schweden beträgt die Jugendarbeitslosigkeit 17,2 %, während sie in der Schweiz lediglich mit 3,1 % zu Buche schlägt. (statista, 2018; SEKO, 2018) In Schweden liegt auch die Suizidrate bei Jugendlichen höher als in der Schweiz. Offenbar leiden junge Schweizer gar nicht so sehr unter der Chancenungleichheit, sie scheinen auch beruflich weniger Nachteile zu haben. Schweizer Lehrlinge erreichen in internationalen Wettbewerben Spitzenplätze. Soll man trotzdem das Schulsystem nach schwedischem Muster umbauen?

Die Behauptung, ein grosser Teil der Chancenungleichheit hänge mit der «Stratifizierung», also der frühen Einteilung in Leistungszüge, zusammen, steht auf wackligen Füßen. Wenn man wie Becker und Schoch für den Schulerfolg auf die PISA-Ergebnisse abstellt, zeigt sich, dass die Leistungsergebnisse nicht mit der Schulstruktur zu korrelieren brauchen. Auch die viel gepriesene Hattie-Studie weist der Schulstruktur nur eine geringe Wirkung auf die Leistungsentwicklung zu. (Hattie, 2009)

Nicht leistungsdifferenzierende Schulen stellen allerdings eine grosse Herausforderung dar. Schon in den Neunzigerjahren wies die gross angelegte BIJU-Langzeitstudie empirisch nach, dass die früh leistungsgetrenten Schulen Deutschlands klar im Vorteil sind gegenüber den Gesamtschulen. (Sprenger, undatiert):

Realschüler profitieren - wie die Gymnasiasten - unübersehbar von der frühen, mit dem 5. Jahrgang einsetzenden Differenzierung. Auch in den späteren Jahrgängen ist der Fördereffekt von Realschulen deutlich höher als der Fördereffekt von Gesamtschulen. Realschüler erreichen bis zum Ende des 10. Jahrgangs gegenüber gleich begabten Gesamtschülern zum Beispiel in Mathematik „einen Wissensvorsprung von etwa zwei Schuljahren“.

Das Versprechen einer besseren individuellen Förderung durch Gesamtschulen ist also auch bezüglich der potentiellen Realschüler nicht einzuhalten. - Der Vorsprung der Gymnasiasten gegenüber vergleichbaren Gesamtschülern lag bei „mehr als zwei Schuljahren“.

Dem niedrigen Fördereffekt der Gesamtschul-Mittelstufen entspricht ein niedriger Leistungsstand der gymnasialen Oberstufen von Gesamtschulen, nachgewiesen für Mathematik und Englisch.

Die Schweizer Schulen sollen also auf die offensichtlichen Vorteile eines gegliederten Schulsystems verzichten? Ein vorschneller Eingriff! Die Autoren erkennen selbst, dass die Anregungen in der frühen Kindheit der entscheidende Faktor für den Schulerfolg sind. In Bezug auf die Bedeutung der sozialen Herkunft für die Schulleistungen kommt die BIJU-Studie übrigens in Deutschland zu einem anderen Resultat als die Herren Becker und Schoch (Baumert, undatiert):

Die wichtigsten Einflüsse auf die Leistungsentwicklung üben die kognitiven Variablen Vorwissen und kognitive Grundfähigkeiten aus. Der Einfluß des sozialen Status ist schwach. Ethnische Herkunft und familiäre Situation üben nach Kontrolle der kognitiven Voraussetzungen keinen nachweisbaren Einfluß aus.

Das grosse Problem der Gesamtschulen ist und bleibt die Nivellierung nach unten. Becker und Schoch sehen zwar diese Gefahr, glauben sie aber mit Individualisierungsmaßnahmen, Altersdurchmischung, Gewährung von zusätzlicher Zeit und durch Aufweichung der Notenpraxis beherrschen zu können. Alle diese Vorschläge wurden in den letzten 50 Jahren in zahlreichen Schulversuchen und -reformen erprobt. Trotzdem konnte die Chancengleichheit statistisch nicht zur Zufriedenheit Beckers und Schochs verbessert werden.

Dass die sozialen Voraussetzungen bei der Selektion eine Rolle spielen, soll nicht bestritten werden. Der Vorschlag, Kinder, die in wenig anregender Umgebung aufwachsen, sehr früh zu fördern, ist in diesem Zusammenhang nicht neu und sicher begrüssenswert. Im In- und Ausland gibt es Modelle, die solches anstreben.

Dabei stösst man jedoch an Grenzen: Die frühe Sprachschulung muss von gut ausgebildeten Leuten geleistet werden, die Kinder dürfen ihrem familiären Umfeld nicht entfremdet werden, die herkömmlichen Werte und Einstellungen der Eltern sind nur bedingt zu beeinflussen, die Förderung muss zeitintensiv und langfristig angelegt sein. Die Frage, inwiefern Frühförderung tatsächlich nachhaltig die Chancengerechtigkeit von Benachteiligten verbessert, ist noch nicht abschliessend geklärt. Statistisch hat die Frühförderung jedenfalls noch kaum Niederschlag gefunden, sonst müssten das Berger und Schoch bemerkt haben.

Gute Resultate versprechen die Konzepte *Durchlässigkeit* auf allen Stufen und *Nachholen* im nachschulischen Bereich. Die Erfahrung lässt den Schluss zu, dass selektierende Systeme, wenn sie durchlässig gestaltet sind, sozialen Aufstieg sehr wohl ermöglichen. Optimierung soll dann möglich sein, wenn das Bedürfnis auch wirklich vorhanden ist. Der Schreiber hat selbst in Übergangsklassen unterrichtet, die den Übertritt von der Volksschule ins Gymnasium im achten und neunten Schuljahr (bei regulärem Gymnasialbeginn im 5. Schuljahr) ermöglichten, und regelmässig den achtzig- bis neunzigprozentigen Erfolg dieser hoch motivierten Aufsteiger und Aufsteigerinnen auf der späteren Sekundarstufe II beobachten können. Dass damit nicht das ganze Potenzial ausgeschöpft wird, ist bedauerlich, aber offenbar nicht leicht zu ändern.

Es stellt sich die Frage der Machbarkeit bei dem von Becker/Schoch vorgeschlagenen «social engineering» zur Chancenoptimierung. Becker und Schoch sehen das brach liegende Menschenkapital rein technokratisch, als könne man Menschen leicht umprogrammieren, so dass ihnen die fehlende Vorstellung von Bildung, Motivation, Interessen und Werten mir nichts, dir nichts zuflögen. Sie sehen Chancengerechtigkeit als eine vom Staat gesteuerte Assimilation der

Jugend in die akademisch-orientierte Leistungsgesellschaft, um – wie es Dahrendorf schon wollte – der Wirtschaft und Forschung genügend Fachkräfte zur Verfügung zu stellen. Es geht ihnen um die optimale Verwendbarkeit der jungen Menschen, nicht um deren Möglichkeit, in dieser Gesellschaft einen den eigenen Bedürfnissen und Möglichkeiten entsprechenden Platz zu finden.

Ein weiterer wichtiger Punkt bleibt im Bericht unerwähnt: Bei einer sehr grossen kulturellen Differenz oder Benachteiligung muss eine Generation abgewartet werden, bis Chancengerechtigkeit überhaupt möglich wird. Dass der soziale Aufstieg über Generationen hinweg möglich ist, haben die Schulen der Schweiz und der duale Ausbildungsweg bewiesen. Schade, dass dies von den Soziologen nicht gewürdigt wird.

Die Behörden des Bildungswesens seien deshalb gewarnt: Bevor sie aufgrund von Beckers und Schochs Bericht die Schulen erneut umkrepeln, sollten sie sich von folgenden Fragen leiten lassen:

1. Sind die vorgeschlagenen Massnahmen *lösungsorientiert* (wird ein Problem angegangen oder nur ein ideologisches Konzept propagiert)?
2. Sind die Ideen *logisch durchdacht* (im Gesamtzusammenhang widerspruchsfrei und nicht nur auf ein Thema fixiert)?
3. Sind die Massnahmen *realisierbar* (z.B. Ressourcen, Personal flächendeckend vorhanden)?
4. Sind die Massnahmen tatsächlich *wirksam* (erfolgreich erprobt, lediglich Annahmen oder sogar schon irgendwo gescheitert)?

Aufgrund obiger Überlegungen können die Empfehlungen des Berichtes vor diesen Fragen kaum bestehen.

Krummenacher, Jörg, *Das Schweizer Bildungssystem ist noch immer sozial ungerecht*, NZZ, 29.12.2018

Becker, Rolf/Schoch, Jürg *Soziale Selektivität*, Politische Analyse 3/2018, Expertenbericht im Auftrag des Schweizerischen Wissenschaftsrats.

Europäische Union: *Jugendarbeitslosenquoten in den Mitgliedsstaaten im Oktober 2018*, <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/74795/umfrage/jugendarbeitslosigkeit-in-europa/>

SEKO, *Jugendarbeitslosigkeit*, <https://www.seco.admin.ch/seco/de/home/Arbeit/Arbeitslosenversicherung/arbeitslosigkeit/Jugendarbeitslosigkeit.html>

Hattie, John, *Visible Learning*, 2009.

Sprenger, Ulrich, *Das MPIB-Projekt „Bildungsverläufe und psychosoziale Entwicklung im Jugendalter (BIJU)“ - Eine Zusammenfassung*, <http://www.schulformdebatte.de/contentbox/data/514.pdf>

Baumert, Jürgen/Köller, Olaf *Nationale und internationale Schulleistungsstudien: was können sie leisten, wo sind ihre Grenzen?* https://www.mpib-berlin.mpg.de/volltexte/institut/dok/full/Baumert/bjnuip_/bjnuip_.htm

<https://schuleschweiz.blogspot.com/2019/01/bluht-uns-schon-die-nachste-schulreform.html>

Weltwoche, 09.01.2019

Nivellierung nach unten

Das Schweizer Bildungssystem sei sozial ungerecht, kritisiert der Schweizerische Wissenschaftsrat. Die Lösung sieht er in mehr schulischer Gleichmacherei.



An Chancenförderung mangelt es nicht.

Von Katharina Fontana

Es ist ein düsteres Bild, das der Schweizerische Wissenschaftsrat (SWR) vom hiesigen Bildungssystem zeichnet. Das System sei nicht nur ineffizient, sondern gegenüber Kindern aus sozial benachteiligten Schichten auch ungerecht, schreibt das Gremium in einer Publikation, die kürzlich veröffentlicht wurde. Chancengerechtigkeit bleibe in der Schweiz eine Utopie, die Situation sei unhaltbar, es bestehe dringender Handlungsbedarf, meinen die sechzehn Experten, die den Bundesrat in Bildungsthemen beraten. Und warten mit einer Reihe von Empfehlungen auf, die sie der Politik ans Herz legen, etwa mit Blick auf die bevorstehende Bildungs- und Forschungsbotschaft 2021–2024.

Nun ist hierzulande wohl kaum jemand der Meinung, dass die Schule alles perfekt mache und das Schweizer Bildungssystem in jeder Hinsicht Bestnoten verdiene. Dennoch sind die Töne, die der SWR anschlägt, erstaunlich negativ. Und noch erstaunlicher ist, wie das Expertengremium des Bundesrates das Schulsystem «sozial gerechter» machen will und welche Neuerungen ihm dabei vorschweben. Seine Ideen dürften zahlreichen Eltern schulpflichtiger Kinder die Haare zu Berg stehen lassen.

Gegen «liberal-konservative Sichtweise»

Die «Leistungsideologie», gemäss der es Begabung und Anstrengung sind, die in der Schule belohnt werden sollen, hält der SWR für problematisch. Diese «liberal-konservative Sichtweise von Chancengleichheit» greift für ihn zu kurz. Begabungen und Leistungsbereitschaft seien sozial ungleich verteilt und durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse oder durch den Wohlstand der Eltern bestimmt. Kinder gebildeter Eltern hätten bereits bei der Einschulung bessere Startchancen und würden ihre Leistung im Laufe der Schulzeit weiter steigern. Akademikerkinder wechselten zudem deutlich häufiger ins Gymnasium als gleich gut qualifizierte Kinder aus anderen Familien. Woher man stamme, sei also ganz entscheidend sowohl für den schulischen Erfolg wie für den Bildungsverlauf. Der SWR will diese «soziale Ungerechtigkeit» nicht länger hinnehmen und die Bildungskasten in der Schweiz durch allerlei neue staatliche Massnahmen aufbrechen.

Das tönt natürlich nach einem hehren Ziel. Niemand wird bestreiten, dass Kinder aus behütet-gebildetem Elternhaus, die griechische Sagen als Gutenachtgeschichte erzählt bekommen, es besser getroffen haben als jene, die mit dem «Dschungelcamp» aufwachsen. Nur:

Dass es heute an Chancenförderung mangle, kann nicht behauptet werden, im Gegenteil. Der Staat unternimmt schon jetzt enorme Anstrengungen, um den Kindern, die in weniger günstigen Umständen aufwachsen, auf die Sprünge zu helfen und ihre Defizite zu kompensieren. Die Schule bietet eine Vielzahl an Stützkursen und Sonderunterricht für Kinder an, die spezielle Bedürfnisse haben oder in der Klasse aus irgendeinem Grund nicht mithalten können. Es werden Unsummen in sonderpädagogische Massnahmen gesteckt. Es gibt Deutschkationen für fremdsprachige Schüler, Hausaufgabenhilfe, Integrationsmassnahmen. Heilpädagogen kümmern sich im Einzelunterricht oder in Kleingruppen um jene Schüler, denen das Lernen schwerfällt. An Hilfestellungen für sozial Benachteiligte fehlt es in keiner Weise, wer im Unterricht nicht mitkommt, wird nicht einfach sich selber überlassen. Es ist heute zum Beispiel gang und gäbe, dass in einer sechsten Primarklasse Kinder sitzen, die noch am Lehrstoff aus der dritten Klasse herumkauen. Denen die Lehrerin bei der Mathematikprüfung unterstützend zur Seite steht oder deren Französischprobe nachsichtiger bewertet wird als jene der anderen. Daneben gibt es Sechstklässler, die regelrecht davongaloppieren, die der Lehrer mit anspruchsvollen Zusatzaufgaben bei Laune halten muss (sofern er dafür Zeit findet) oder die, wenn es gut läuft, tageweise einen Begabtenkurs ausserhalb des Unterrichts besuchen dürfen. Anders gesagt: Das Spektrum an Kenntnissen ist bei Primarschülern heute ausserordentlich breit – die integrative Schule lässt grüssen. Und etliche Eltern sind angesichts dieser Diversität enorm erleichtert, wenn ihr Kind am Ende der Primarschulzeit endlich in eine homogenere Klasse wechseln darf, in der es leistungsmässig besser aufgehoben ist.

Genau hier aber möchte der Wissenschaftsrat nun auf die Bremse treten. Geht es nach ihm, soll der Zeitpunkt der Selektion von der Primarschule in die Sekundarstufe hinausgeschoben werden. Die Professoren Rolf Becker und Jürg Schoch, auf deren Studie zur sozialen Selektivität sich der Wissenschaftsrat stützt, schlagen vor, dass alle Kinder bis und mit achtem Schuljahr zusammenbleiben und dass der Übertritt erst in der neunten Klasse durchgeführt wird. Mit dieser hinausgeschobenen Selektion will man laut Jürg Schoch verhindern, dass das Leistungsniveau einer Klasse einbricht, wenn diejenigen Schüler auf und davon ziehen, die insbesondere aufgrund ihrer privilegierten Herkunft gute Noten erhalten, während andere Begabte mit den Leistungsschwächeren zusammen zurückbleiben. Auch sollen die fremdsprachigen Schüler auf diese Weise mehr Zeit erhalten, um ihre Kompetenzen zu verbessern. Es gäbe keine Leistungsstufen mehr, schon gar kein Progymnasium, sondern nur noch einen einheitlichen Unterricht für alle, am besten in Zwei- oder Dreijahrgangsklassen, aber natürlich «individualisiert». Wie ein Lehrer dies bewerkstelligen soll, wie er einem derart bunten Haufen von Teenagern tagtäglich Wissen vermitteln kann, über diese Frage gehen die Experten grosszügig hinweg.

Die Studie wartet auch mit anderen provokativen Ideen auf. Etwa, dass man eine Art Quote für Schüler mit Migrationshintergrund oder für Unterschichtskinder definiert, die ins Gymnasium übertreten sollen. Auch möchte man die Lehrer ermutigen, «ihren Handlungsspielraum bei Selektionsentscheiden» auszunutzen und talentierte, aber sozial benachteiligte Schüler beim Übertritt etwas weniger streng zu beurteilen – alles im Namen der Chancengleichheit und Nichtdiskriminierung, versteht sich. Man kann die Sache freilich auch anders sehen, nämlich als Gleichmacherei und weitere Nivellierung nach unten, die auf Kosten der guten und leistungsbereiten Schüler gehen. Deren Familien sich in der Folge noch häufiger in Bildungsbürgerquartieren niederlassen oder ihre Kinder auf Privatschulen schicken werden.

Sind Akademiker die Topklasse?

Wenig Freude an den Empfehlungen des Wissenschaftsrates dürften auch die Anhänger der Berufslehre haben. Denn diese steht beim SWR gar nicht hoch im Kurs. Dass Schüler,

die das Zeug zum Gymnasiasten hätten, mit sechzehn Jahren in die Lehre gehen, versteht man nicht und sieht darin ein nicht ausgeschöpftes Leistungspotenzial. Und wenn diese Jugendlichen dann noch aus nichtakademischen Haushalten stammen, wo eine solide Berufsausbildung möglicherweise mehr zählt als zehn Jahre Gymnasium und Studium, muss es sich in den Augen der Experten um eine soziale Ungerechtigkeit handeln und kann kein freiwilliger Entscheid sein. Selbst die Fachhochschulen kommen beim SWR nicht gut weg: «So werden Studienberechtigte aus unteren Sozialschichten vom Universitätsstudium «abgelenkt» – auch jene mit guten Erfolgsaussichten», heisst es in seiner Publikation. Das ist nun doch eine recht einseitig-elitäre Sichtweise. Beim Wissenschaftsrat scheint die Auffassung vorzuherrschen, dass der Akademikerstatus die Topklasse in Gesellschaft und Beruf darstellt und dass alle anderen Ausbildungen weniger wert sind. Doch das Leben ist vielfältiger und beweglicher, als sich das die Bildungsberater des Bundesrates offenbar vorstellen. Ein Uni-Abschluss garantiert heute keineswegs, dass man einen tollen Job mit hohem Einkommen findet. Und nicht von jemandem mit Berufslehre oder Fachhochschulabschluss überholt wird.

<https://www.weltwoche.ch/ausgaben/2019-2/artikel/nivellierung-nach-unten-die-weltwoche-ausgabe-2-2019.html>

Spiegel, 10.01.2019

Lehrergeständnis: Ich gebe nur noch gute Noten

Ist es gerecht, Schülern die Zukunft zu verbauen, weil Lehrer ihnen schlechte Noten geben? Das hat sich eine Lehrerin gefragt - und entschieden: Bei ihr besteht jeder das Abitur.

<http://www.spiegel.de/lebenundlernen/schule/lehrerin-gibt-nur-noch-gute-noten-a-1246916.html>

Basler Liberale Nachrichten, Nummer 1 / 2019

Erfahrungen zum Lehrplan 21 – Eltern berichten

Der «Lehrplan 21» ist ein zweifelhaftes Erziehungsprojekt

mit ethisch fragwürdigen Werten

Von Dr. phil. Judith Barben-Christoffel

Die Verantwortlichen des «Lehrplans 21» erklären, dieser bereite die Kinder auf eine «zunehmend komplexere Zukunft» vor. Was ist damit gemeint? Auf welche Zukunft soll der «Lehrplan 21» die Kinder vorbereiten? Eine Mutter aus der Innerschweiz berichtet.

[Weiterlesen](#)

BZ, 5. Januar 2019

Der Nachfolger von Remo Largo

Der Pädiater und Entwicklungsspezialist Oskar Jenni findet es gut, wenn jedes Kind anders ist. Eltern rät er zu Gelassenheit.

von Barbara Reye



Oskar Jenni: «Je mehr Vielfalt, desto besser für die Gesellschaft.» Foto: Reto Oeschger

Barbara Reye

Eigentlich war Oskar Jenni die Intensivstation des Kinderspitals Zürich sehr vertraut. Schliesslich arbeitete er auf der Abteilung bereits seit einiger Zeit als Pädiater. Er brachte sein medizinisches Wissen und Können dort ein, um die oft noch sehr kleinen Patienten zu unterstützen, wieder gesund zu werden. Er kannte aber auch die Grenzen der Medizin, wenn keine Hightech-Geräte oder Medikamente mehr halfen und ein Kind starb.

Doch dann stand er selbst auf der anderen «Seite» und erlebte all die Ängste, die besorgte Eltern durchmachen müssen. «Wir weinten und beteten. Und fragten uns, wann wir das überhaupt zuletzt getan hatten», erinnert sich Jenni. Denn sein erster Sohn, der 1999 auf die Welt kam, musste unmittelbar nach der Geburt genau auf die ihm so vertraute Station verlegt werden. Der Körper war blau und die Muskulatur schlaff, da er unter einem Atemnotsyndrom litt. Der herbeigerufene Arzt begann sofort mit Wiederbelebungsmaßnahmen und intubierte den kleinen Patienten notfallmässig. Seine Frau, Gynäkologin von Beruf, fragte, ob das Kind überhaupt lebe, da sie keinen Schrei gehört habe.

«Die Geburt unseres ersten Kindes war ein unbeschreiblich dramatischer Moment», erzählt er bei unserem Treffen im Kinderspital Zürich. Sein Sohn lag damals in einem Säuglingsinkubator mit Beatmungsgerät, umgeben von Infusionspumpen, Kathetern und Messinstrumenten. Zum Glück brauchte er nach einigen Tagen keine künstliche Beatmung mehr, und die völlig erschöpften Eltern konnten ihn dann zum ersten Mal in die Arme nehmen.

Zwischen Leben und Tod

Dieses unerträgliche Bangen zwischen Leben und Tod, zwischen Maschinen, Schläuchen und Kabeln beschrieb Jenni vor ein paar Jahren sehr eindrücklich in einem Essay in der Medizinzeitschrift «The Lancet». Der Schock des völlig unvorhergesehenen Rollentauschs und Perspektivenwechsels führte damals dazu, dass er der Intensivmedizin den Rücken kehrte. Zuerst forschte er über das Schlafverhalten, später über die motorische, kognitive und soziale Entwicklung von gesunden und kranken Kindern. Seit 2005 leitet Jenni die Abteilung Entwicklungspädiatrie am Kinderspital Zürich. Er trat die Nachfolge von Remo Largo an, dessen bekannten Bücher, darunter «Babyjahre», zur Pflichtlektüre für viele Eltern wurden.

Auch Jenni trägt wie sein Vorgänger das Wissen zur kindlichen Entwicklung zusammen und schreibt derzeit an einem Buch, das 2020 für ein breites Fachpublikum erscheinen wird. Bei unserem Gespräch in einer alten Villa des Spitals sitzt er in einem typischen Untersuchungszimmer der entwicklungs-pädiatrischen Poliklinik neben einer knallgrünen Wand mit weissen, aufgeklebten Schmetterlingen, einer roten Spielzeugkiste sowie gegenüber von Babar, dem beliebten König der Elefanten, der gerade mutterseelenallein auf einer Untersuchungs-liege hockt. Von draussen ist das Gebrabbel eines Kleinkindes zu hören.

Neben seiner Arbeit am Kinderspital hat Oskar Jenni kürzlich auch die von einer Stiftung finanzierte «Akademie für das Kind» an der Zürcher Falkenstrasse gegründet. Mit Vorträgen für ein breites Publikum, Kursen für Fachpersonen und einem Denzirkel will er die gesellschaftliche Akzeptanz der Verschiedenartigkeit von Kindern erhöhen. Ganz nach dem Motto: «Jedes Kind ist anders», sagt Jenni, der selbst Vater von vier Buben im Alter von 19, 16, 15 und 11 ist. Der älteste mit dem schwierigen Start hätte sich inzwischen erfreulich entwickelt und rudere erfolgreich beim Seeclub Zürich. Der zweite will einmal Medizin studieren, der dritte sei der lebendigste, der viel Aufmerksamkeit erfordere, und der vierte eine besonders starke Persönlichkeit, eine Mischung aus den älteren Geschwistern.

Je mehr Vielfalt, desto besser für die Gesellschaft, findet Oskar Jenni. Wir brauchten Menschen mit unterschiedlichen Fähigkeiten. Die grosse Variabilität sei aus evolutionsbiologischer Sicht sinnvoll und sichere unser langfristiges Überleben. Doch er wisse, dass die Heterogenität von Kindern für Eltern und Lehrpersonen eine enorme Herausforderung sei. Viel Kreativität und Flexibilität seien dabei gefragt. Mit Sorge beobachtet er allerdings, dass unsere Gesellschaft immer höhere Erwartungen an die Kinder hat und diese immer weniger Zeit zur persönlichen Entfaltung haben.

Mit Spielbeobachtungen, Motoriktests, Intelligenzprüfungen oder Verhaltensanalysen werden an der Abteilung Entwicklungspädiatrie des Kinderspitals jedes Jahr 1500 Kinder und Jugendliche abgeklärt. In der Schweiz haben etwa fünf bis zehn Prozent der Kinder eine Entwicklungsstörung wie Autismus oder ADHS, die besondere Fördermassnahmen erfordern. Heute werde aber bereits bei leichten Entwicklungsauffälligkeiten rasch eine Therapie verordnet, und Schule und Eltern bemühten sich verzweifelt um Chancengerechtigkeit für alle. «Ein Ausgleich der Heterogenität zwischen Kindern ist aber unmöglich», sagt Jenni. Deshalb ist es wichtig, dass es vielfältige Entwicklungsmöglichkeiten für die unterschiedlichen Bedürfnisse gibt. Und dass Kinder im Verlauf ihrer Entwicklung lernen, wie sie mit eigener Kraft etwas bewirken und zum Positiven hin ändern können.

Mehr Gelassenheit

Ob ein Kind letztlich erfolgreich ist, hängt jedoch von ganz vielen Faktoren ab. Zum einen von den Eigenschaften, die das Kind selbst mitbringt, und zum anderen vom Umfeld, das wir bereitstellen, sowie von den jeweiligen Vorbildern. Allerdings lässt sich die Entwicklung eines Kindes nicht gezielt beeinflussen oder womöglich auch noch nach Wunsch steuern. So fanden auch Jenni und sein Team, dass etwa das Bewegungsverhalten oder auch die geistige Entwicklung hauptsächlich vom Kind selber, von seinem Alter, seinen biologischen und psychischen Eigenschaften kommt.

Eltern sollen darum mehr Vertrauen in die Fähigkeiten ihres Kindes haben, Geborgenheit und Sicherheit vermitteln, aber auch einen Rahmen und Struktur geben. «Es gilt zu spüren, was ein Kind bewältigen kann und in welchen Situationen es überfordert ist und die entsprechende Unterstützung sowie Führung benötigt», sagt Jenni. Dazu brauche es eine gehörige Portion Gelassenheit, damit man seine eigenen Ansprüche nicht einfach auf das Kind übertrage.

Dass Kinder einen jedoch immer wieder von neuem herausfordern, kennt er selbst nur zu gut. So erinnert er sich daran, wie etwa sein ältester Sohn als Baby mehrere Wochen tagsüber und nachts wie am Spiess schrie. Es sei zum Verzweifeln gewesen, sagt Jenni. Dies habe ihn aber darin bestärkt, dem Verhalten und Wesen von Kindern wissenschaftlich auf den Grund zu gehen. Das Erlebnis bei der Geburt seines ersten Sohnes habe ihn zudem gelehrt, wie verletzlich nicht nur Kinder sein können, sondern auch ihre Eltern.

<https://www.bernerzeitung.ch/wissen/medizin-und-psychologie/Der-KinderForscher-und-Buben-Vater/story/31180964>